

unter dem Kaiser gebietet; er liebt die Franzosen und giebt ihnen heimlich Wein von Montefiascone. Die Zimmer dieses Gasthauses sind zwar mit Thüren versehen, doch haben sie weder Schlüssel, noch Schlüssel. Janus, der Beides erfunden haben soll, muß nicht nach diesem Theil von Latium gekommen seyn. Doch kann man durchaus keine tragische Furcht auskommen lassen, weil die Päpstliche Wache die Herberge beschützt und dabei die Ehre aus dem Barbier im trefflichsten Ensemble singt.

Nach einigen Stunden unruhigen Schlafes auf einem harten Bett macht man sich nach Aquapendente auf den Weg, welcher Flecken, ein wahres Bild des Hungers, in einer der erhabenen Gebirgs-Landschaften liegt. Kaum aber ist man eine Strecke über diesen Ort hinaus, so nimmt die Gegend auch wieder ihren früheren traurigen Charakter an. Der Boden wird unfruchtbarer; man stößt von neuem auf vulkanische Trümmer; die Vegetation verküppelt immer mehr; alte Bäume mit zersplitterten Stämmen und fahlem Laube ragen von Zeit zu Zeit auf Unterlagen von Trümmern und Schlacken hervor; es scheint fast, als wolle das Schauspiel von Radicosani sich erneuern, und Wuthlosigkeit ergreift den Reisenden. Nichts als Lavazüge, Haufen von Schlacken, ausgetrocknete Ströme, Wasserfälle ohne Wasser, Vulkane ohne Feuer, Felder ohne Grün; wenn man nicht Geologe ist, so verfällt man wäblich darüber ganz in Schwermuth. Man fühlt sich versucht, nach Florenz zurückzukehren und sich für das Opfer einer Mystification zu halten; denn unmöglich kann man sich vorstellen, daß Rom am Ende dieser Kette von Vulkanen liegt, deren die Lateinischen Autoren gar nicht gedenken. Nein, das sind nicht die Sümpfe, die dem Hannibal den Verlust eines Auges zuzogen, das sind nicht die Etruskischen Bäume, welche die Geheimnisse Catilina's hörten, nicht die Schluchten, lauces Etruriae, in denen Manlius und seine Verschworenen vor dem silbernen Adler zu Boden sanken. Es ist weiter nichts als eine ewig unbewohnbare Wüste, ein Land ohne Süßquellen, das nie, weder das Kartaginensische Heer, noch die Krieger des Sulla, noch die fünfzigtausend Proletarier Catilina's, ernähren konnte; ein Schäfer ist jezt kaum im Stande, in diesem Hunger-Gebiete zu leben! Aber plötzlich vom Gipfel des Sankt Lorenz-Berges erhebt vor unseren Blicken eine unerwartete Aussicht, wie die Fata Morgana der Wüste. Es erglänzt zu unseren Füßen der See von Bolsena, leuchtend wie der unermessliche Spiegel der Sonne; ein lüppiger Wald scheint sich mit uns von dem Ramm der Apenninen zu den Ufern des Sees hinabzustürzen; Taufende von Vögeln schweben wie Wolken über diesem rubigen Wäldchen; Oliven-Gebölze trönen ihn; zwei grüne Inseln schaukeln sich auf seinen Gewässern, wie zwei vor Anker liegende Fahrzeuge; seine kleinen vergoldeten Wellen brechen sich an den lebendigen Becken der schönen Gärten von Bolsena und am Fuß eines Schlosses aus dem Mittelalter, auf dessen Ruinen der gelbe Ginster, der Steindreck und die Aloe blühen.

Es ist eine köstliche Ueberraschung; sie verböhnt wieder mit den Apenninen, und dafür könnte man sich schon noch mehr Vulkane und Schlacken gefallen lassen; der See von Bolsena erfrischt die durch die Bilder des vorigen Tages abgestumpfte Einbildungskraft; mit Entzücken versenkt man sich in diese neue prachtvolle Natur, wo sich endlich Italiens Schatten, seine lebendigen Gewässer, sein Lichtglanz, die sanften Umrisse seiner Hügel vereinigen, um uns Wärme zu bereiten. Bolsena und seine Umgebungen haben sicher Poussin vorgeschwebt; da findet man alle Originale dieses großen Landschafts-Malers; aus dieser Natur hat er mit voller Palette geschöpft, hier hat er seine Werkstatt aufgeschlagen. Durch ein Wunder hat Bolsena seine Gebölze, seine Gewässer, seine schönen Berge erhalten. An der Stelle dieses Sees siedete einst ein furchtbarer Vulkan; doch eines Tages verwandelte sich der Vulkan in einen See und füllte sich mit munteren Fischen. Gott gebe, daß er sein früheres Handwerk nicht wieder beginne! Man kann in diesen vulkanischen Ländern auf nichts Beständiges rechnen. Bis dahin wollen wir uns des Sees freuen; er hat einen Umfang von zwanzig Meilen; der Krater war eben so groß und beschante den Vesuv und den Aetna. Man setzte uns im Gasthause Fische aus dem See vor; sie hatten durchs aus nichts Vulkanisches an sich. In Bolsena gehen die Mahlzeiten wieder an, das Fasten der Apenninen ist zu Ende; der Wirth trägt mit wichtiger Miene Wein von Monte-Fiascone auf; man kennt in Bolsena Federvieh und Wildpret, man backt sogar daselbst Brod; die Einwohner scheinen jedoch von dem Allen nichts gewahr zu werden, denn sie leben sehr elend aus. Der Glanz des Gasthauses, die Schönheit der Gegend und der Gärten verdecken dem Reisenden das daselbst herrschende Elend, den Ausfag, die Lumpen und die abscheulichen Straßen. In das Dorf selbst muß man eintreten, um diesen betrübenden Kontrast zu bemerken; aber Niemand macht sich diese Unbequemlichkeit; das Gasthaus ist extra muros gelegen.

Man kommt an Monte-Fiascone vorüber, einem auf einem Berge gelegenen Dorfe, von dem ich aber nur die Kuppel der Kirche kennen lerne; dann beginnen von neuem die Vulkane, die schwefelichten Seen; doch das schadet nichts, denn in Bolsena hat man frischen Muth gesammelt; man erlaubt sich sogar einige geologische Untersuchungen; man wittert das Erdpech in der Luft, man hebt den ersten besten Kieselstein auf und schlägt Feuer an wie Achates, nicht um Hirsche daran zu braten, sondern um eine Cigarre anzuzünden; es ist ein recht behagliches Gefühl, an ausgebrannten Vulkanen seine Cigarre anzustecken, wenn man vorher in Bolsena tüchtig geschnücket hat. Wald entdeckt man am äußersten Rande des Horizonts, in einer dem Auge noch schwer zu unterscheidenden Entfernung, weiße nebelige Atome, welche die Stadt Viterbo andeuten. Eine ganze Ebene hat man aber noch zurückzulegen, und sie ist sicher eine der längsten und breitesten. Für kurze Zeit ver-

läßt der Reisende die Apenninen, die ihn durch ganz Italien mit einer verzweifelten Hartnäckigkeit verfolgen. Endlich kann er einmal sagen: bis Viterbo bin ich auf der Ebene. Nach einer sechsstündigen Wanderung empfängt Dich Viterbo am Fuße seines Berges, eine kleine, langweilige und gewöhnliche Stadt; es bietet Dir einen Tisch an, an dem es wenig zu essen giebt, und ein Bett, in dem man nicht schlafen kann. Aber was thut das? noch siebzehn Meilen, und wir sind in Rom.

Man muß durch den verächtlichen Wald von Viterbo, das Revier der Tragiker unserer Boulevards; es ist ein langer unheimlicher Weg, den die Banditen genau kennen und die Reisenden fürchten. In der Nacht, bei mattem Sternenshimmer, gestalten die Bäume sich abenteuerrlich, blicken aus den Gebüschen Fünftenläuse hervor, in der Luft flüstern schauerliche Töne, die Leucht-Käfer verwandeln sich in Dolchklängen; der Reisende sagt ein Sterbegebet her; er hält seine Börse in der einen, sein Leben in der anderen Hand, getu bereit, jene herauszugeben, um dieses zu retten; doch Bäume und Gebüsche fordern ihm nichts ab, und man geht heutzutage um Mitternacht mit weniger Gefahr durch den Wald von Viterbo, als Mittags über den Boulevard du Temple. Die Civilisation ist bis nach Viterbo gedrungen. Der erhabene und majestätische Wald bedeckt das Gebirge; man dringt ein in seine dunklen und geheimnißvollen Schauer; vier Stunden lang begleitet er uns, bald dem Blicke so undurchbringlich, wie ein weit ausgebreitetes Leichentuch, bald seinen Vorhang lüftend, um uns seine Abgründe, seine tiefen Höhlen, seine bewachsenen Felsen, seine vom Winde niedergebogenen Grabkreuze zu enthüllen. Der Reisende, der mehr von diesem Berge hinabgeleitet als geht, kommt dann in Ronciglione, einem eienem, durch die Franzosen verheerten Dorfe an, das noch die Spuren der Feuerbrünste trägt. Unser Name steht in Ronciglione nicht in gutem Andenken, und die Klugheit gebietet, dort Englisch zu sprechen. Man hält sich hier nur auf, um von der Landstraße aus eine bewunderungswürdige, in den Felsen wie eingegrabene Landschaft anzusehen. Ueber einem düsteren Abgrund schweben die Häuser, mit der Aussicht, einst hinunterzustürzen. In Ronciglione steht eine Abtheilung Päpstlicher Dragoner; sie sind bei dem Walde von Viterbo nicht am unrechten Orte. Am Ausgange dieses Dorfes beginnt eigentlich die Ebene von Rom.

Eine ganz kahle und schweigende Ebene, die zur Sammlung, nicht mehr zur Schwermuth einladet. Etwas Ernstes und Feierliches scheint am Horizont zu glänzen. Die Landschaft zerstreut uns nicht durch Bäume, Hüften und Dörfer. Es ist eine Einöde; vom Gipfel eines Berges schaut man auf eine weite kreisförmige Vertiefung, die mit strahlenden Bergen gekrönt ist; sie sieht aus wie ein grüner See; ein einziges weißes Haus schimmert verloren daraus hervor; es war sonst ein Bacchus-Tempel, jezt ist es nur ein Gasthaus, Vaccano genannt, der letzte Ruhepunkt der Pilger. Wenn man über Vaccano hinaus ist, kommt man in einen Hohlweg, steigt dann auf eine Anhöhe, und alle Stimmen der Lüste janchzen nun: Siehe, da ist Rom!

Die heilige Stadt offenbart sich noch bloß durch weiße leuchtende Punkte, die, über einander gehäuft, an den Grenzen der Ebene wie ein Sternbild schimmern. Man unterscheidet das Kreuz der Sankt-Peters-Kirche, den achten Hügel, den die Religion der Stadt des Romulus hinzugefügt hat. Der Monte Soracte steigt wie ein Gewölk herauf. Trunken und mit schwimmenden Augen staunte ich dies Alles an. Ich, der ich nur die Freuden und niemals die Leiden der Schule empfunden hatte, ich befand mich endlich im Angesicht der Stadt, wo einst die ersten guten Freunde lebten, die ich in meiner zartesten Kindheit liebte. Dieses Rom, dessen Geschichte ich schon im zehnten Jahre kannte; diese Dichter, deren Verse ich schon in einem Alter, wo man sonst noch sammelt, auswendig wußte; diese Konsule, unter denen ich in den Spielen und Träumen meiner Schulzeit so viele Schlachten geliefert hatte; alle diese großen Bilder, diese erhabenen Werke, diese Helden meiner kindlichen Begeisterung, meine ganze Welt lag vor mir. Der geringste Gegenstand, der mir auf diesem Wege begegnete, prägte sich mir unvergänglich ein; der unter einem Baum ruhende Schäfer, der Reiter, welcher mich mit Staub bedeckte, die kleine über einen Bach führende Brücke, die einsame Hütte, der Meilenstein, an dem ich via Cassia las, nichts von allem diesem war mir gleichgültig. In einem fiebrhaften Zustande schritt ich vorwärts; alle Augenblicke schloß ich die Augen, um hundert Mal das Glück zu genießen, sie gegen den Horizont aufzuschlagen, an welchem Rom bei jedem meiner Schritte sich vergrößerte. Auch empfing mich Rom, das in mir seinen eifrigsten Anbeter sah, in seinem vollen Glanze; mir schenkte es einen jener herrlichen Tage, die es unter den stürmischen Zeus des März für seine Freunde aufspart; der Mond stieg heiter hinter dem Monte Soracte herauf; die Sonne sank wolkenlos am Meeres-Horizont nieder; die Luft war lau, gewürzig und durchsichtig; am reinen Himmel traten die fernen Gebäude des Vatikan und des Janiculums hervor; die Majestät der Ebene umgab die heilige Stadt wie eine unermessliche strahlende Glorie.

Ich war stolz in dem Gedanken, daß diese Feier der Stadt und des Himmels vielleicht nicht ganz außer Beziehung zu mir stände, daß diese strahlende heitere Atmosphäre mir aufbewahrt worden, damit auch nicht ein Wölkchen meine kindliche Nahrung trübe; ich begrüßte den Tiberstrom wie einen alten Freund; ich eilte über die Brücke, ich durchstog die Vorstadt mit einer solchen Hast, als wenn Rom mir entfliehen könnte; die Porta del Popolo hemmte meine Schritte; so viel Pracht hatte ich nicht erwartet; Ehre sey denen, die Rom auf eine so erhabene Weise dem Pilger ankündigten! Rom bedurfte eines solchen Einganges. Wie entzücken mich diese prächtigen Säulenhallen, dieser von Eobynen getragene Obelisk, dieser Hügel mit Bäumen und Blumen, der zu den Gärten Lucull's hinaufsteigt, diese kolossalen Statuen, die den Halbkreis schmücken, die Statuen Roms, des Tiber-Gottes, des Anio, des Neptuns, und diese Marmorbecken, aus denen das Wasser in Strömen herauspringt; wie liebe ich diese katholischen Kirchen mit den

*) Die hier folgende Schilderung von Aquapendente wurde bereits vor einiger Zeit, unter der Ueberschrift: „Ein Frühstück zu Aquapendente“ und ohne Nennung des Verfassers, von einem französischen Blatte mitgetheilt, wovon sie auch in Nr. 35 des „Magazin“ überging.